

hen, die vielen Särge und warteten, bis sie mal dran waren. Wenn Sie dort oben gewesen sind, denn werden Sie sich auch auf einen großen schneeweißen besinnen, der wirkte neben den andern wie eine hochherrschaftliche Urgroßmutter. Der stand dort schon weit über hundert Jahre – den hatten sie vergessen abzuholen. Der Glöckner war immer so stolz auf das Prunkstück; aber es ließ sich nicht mehr feststellen, zu welcher Familie er gehörte. Uns kam das immer ein bißchen gruselig vor: ein vergessener Sarg – rein so, als ob man einen Menschen vergessen hätte zu begraben.“

Wehmütig blickte der alte Mann in die Ferne und schloß wieder mit dem Satze: „Ja, das war alles mal.“ Und dann fuhr er fort: „Wenn wir jetzt sonntags in die Kirche gehn, sagt mein Muttmchen: ‚Vater‘, sagt sie, ‚wenn die Orgel spielt, denn mach ich immer die Augen zu und denk, ich sitz in der Rußer Kirch.‘ Das Orgelspiel is schließlich überall dasselbe, da fühlt man sich wie zu Haus.“

THORA THYSELIUS

Dodo von Knyphausen

Der jahrhundertalte Rechtsstreit um die Herrlichkeit Knyphausen wurde 1623 zugunsten des Grafen Anton Günther von Oldenburg entschieden. Damit verlor Dodo von Knyphausen, Feldmarschall des Schwedenkönigs Gustav Adolf, seinen heimatischen Besitz. — Dodo von Knyphausen stand in hoher Gunst bei Gustav Adolf und genöß großes Ansehen im lutherischen Heer. Nach Gustav Adolfs Tod führte er die Schlacht bei Lützen zu Ende. Er fiel 1636 bei Haselünne.

Heulend fiel der Wind ins Lager, peitschte den Regen prasselnd gegen die bebenden Zeltwände, zerrte an den Tauen, die den schwanken Bau an die Erde fesselten, und verlöschte die zagen Feuer.

„So also ist das Leben ohne Licht,“ fiel die erregende Finsternis Dodo von Knyphausen an und bedrängte den Feldmarschall des Schwedenkönigs Gustav Adolf wiederum mit quälenden Zweifeln über den Weg.

Gespannt blickte ihm der alte Habbo Habben in das narbige Antlitz. Den weiten Weg aus dem Norden des Reiches war er geritten, ohne Pause geritten, vorbei an verwüstetem Gehöft, vorbei an Kaiserlichen und Lutheranern, bis er seinen Herrn hier fand im Lager des Schweden.

Eine böse Nachricht überbrachte der Alte. Der Kaiser hatte den jahrhundertalten Rechtsstreit um Knyphausen entschieden, und zwar war dem Grafen Anton Günther von Oldenburg die Herrlichkeit zugesprochen, dieses kleine Fleckchen Erde zwischen Made und Jade oben am Nordmeer, das Dodo von Knyphausens Heimat war.

Die schlichten Worte berührten mich tief. Im Geiste sah ich das alte Ehepaar bei uns daheim in der Kirchenbank sitzen und neben ihnen die jungen Töchter, die in früheren Jahren zum Kirchgang seidene Schürzen und Kopftücher trugen und dazu in der Hand das Gesangbuch mit dem zusammengefalteten Taschentuch und einem Sträußchen drauf. Reseda, Marienblatt, eine kleine Rose oder Nelke mußte dabei sein, irgend etwas Scharfduftendes, woran man riechen konnte. Das stieg alles wie aus einem fernen Traume auf. Ich sah sie alle, jung und alt, in ihrem feierlichen Sonntagsstaat sitzen und in den Gesangbüchern blättern. Und die Sonnenstrahlen glitten durch die Fenster in das weite Kirchenschiff, und das Orgelspiel hub an, das, wie die alte Frau es so schön gesagt hatte, überall das gleiche war.

Und die Glocken klangen weit über Land, die Glocken unserer alten Heimatkirche.

Ja, das war einmal alles.

In all den Jahren, da er von einer Brandstelle dieses endlosen Krieges zur nächsten hetzte, stand das Bild der Heimat vor ihm: Sommerliche Marsch, windgeduckte Häuser am Deich, der Dunst über dem Polder, ehe es Tag wird, Ruch nach Tang und Salz, Schiffe am Schart. Und das Meer.

All der Kampf seiner Jahre galt der Geborgenheit dieser Heimat. In ihrer Stille einzukehren, war sein Trost und seine Hoffnung.

„Der Kaiser entschied gegen Euch, weil Ihr des Schwedenkönigs Marschall seid,“ suchte Habbo seinem Herrn zuliebe die Tatsachen zu verrücken. „Nehmt den Schiedsspruch nicht hin. Was bedeutet diesem reichen Oldenburger Grafen Euer kleines Knyphausen? Zu Unrecht will er Euer Erbe an sich bringen.“

„Zu Unrecht?“

Dodo von Knyphausen kannte die Geschichte seines Geschlechts. Er kannte die Geschichte der Benlup gut, die zwar nicht, wie ihre Mutter Tetta von Roffhusen, die Gemahlin des von ihr begehrten Mannes durch Gift aus dem Wege räumte, der es aber doch sehr eilte, in Lübbo Onkens Armen zu liegen.

In der Nacht, während Lübbo in der Totenkammer bei der jungen Rienelt wachte, vernahm er durch den Sturm die Stimme einer Frau, die in seiner festen Burg Zuflucht suchte.

Nun, sie war bei ihm geblieben, die schöne Benlup, und sie hatte ihm Kinder geboren, und zuletzt hatte sogar der Papst diesen Bund gesegnet.

Aber Jung Edo im Bant, der toten Rienelt Sohn und des alten Edo Wiemken Urenkel — —

„Vergeßt es“, drängte Habbo. „Denkt nicht mehr daran. Jedoch Unwägbares, mehr als das Tröpfchen Ahnenblut, verband von jeher Dodo von Knyphausen mit diesem Edo im Bant, vor dem die Stiefmutter in der Weihnacht das Burgtor verschloß, den Jungen hinausstoßend in grausiges Verlassen-sein.“

Sie hatte ihm das Erbe geraubt. Sie hatte es für ihren eigenen Sohn Iko begehrt. Und als der es von sich wies, setzte sie Fulf zum Erben ein, den Sohn ihres Bruders Alke, der sich auch nicht anders als mit Gewalt in den Besitz Inhausens gesetzt hatte.

„Aber daß die Welt diesen Frevel zuließ? Daß Benlup und Alke und nach ihnen Fulf in dem sicheren Besitz ihres Raubes blieben?“

Der alte Habbo lachte. „Lebt Ihr nicht lange genug auf dieser Erde, um zu sehen, wie dem Mächtigen alles gelingt? — Und darum,“ fügte er schlaun hinzu: „Ihr seid Gustav Adolfs Feldmarschall. Seid Ihr nicht mächtig genug, in das Oldenburger Land einzufallen? Bislang blieb es bewahrt vor dem Schrecken dieses Krieges. Warum soll Anton Günthers Land nicht bluten, wenn man Euch alles nimmt?“

„Dem alten Unrecht neues hinzufügen?“

„Unrecht? Euer Erbe ist es, Euch überkommen von Eltern und Großeltern, von dem redlichen Tido und der Eva von Renneberg, die getreu für Knyphausen sorgten. Und sie lieben Euch, die Bauern und Fischer und Schiffer an der Küste. Sie rufen Euch heim als ihren rechtmäßigen Herrn. — Erbittet Euch von dem Schwedenkönig einen Trupp Reiter!“

„Über meine Heimat das Unheil des Krieges bringen?“ — „Wollt Ihr all Eure Tage leben in einem schwankenden Zelt? Eine gute und trutzige Burg wartet daheim. Und Arbeit wartet. Deiche müßt ihr bauen gegen die Flut. Ist das nicht ein Werk, der Kraft eines Mannes wert? Was schafft Ihr hier? Feldherr? Brennende Städtel! Zerschundene Leiber! Blut und Tränen! Ist das Euer Weg?“

„Ich schwor mich dem Schwedenkönig.“

„Ihr gebt die Heimat preis. — Dieser König aus dem Norden — ist er das Opfer wert?“

Heulend fielen die Sturmböen ein, flackernd rangen die Fackeln um Licht.

Da trat in den Eingang des Zeltes der König, tiefend von Nässe, erschauernd in der Kälte der Nacht. Gustav Adolfs Antlitz war bleich, gezeichnet von der Bürde, gezeichnet von der Qual dessen, der Verantwortung trägt und andere zwingt zu seinem Weg.

Aber seine Augen waren hell vom Glauben an den Sieg.

„Ja, auch ich sehne mich heim, Dodo von Knyphausen“, sagte er schwer, „nach meinen Seen und den schnellen Strömen, nach den tausend Inseln und den blanken Felsen im Fjord, nach den dunklen Tannen und dem bunten Tanz meiner Darlekarlier. Nach Schnee unter Schlittenkufen und nach einer Mittsommernacht. — Dennoch führe ich diesen elenden Krieg, den ich hasse. Glaubst du etwa, wie die anderen, ich wolle dieses Reich an mich bringen, wolle Deutschland, Frankreich, Holland, Belgien, Dänemark an mich bringen, um mir die Krone Europas aufs Haupt zu setzen?“

Flüsternd fuhr er fort: „Ja, ich will Europa. Aber nicht für mich. Weil es kommen muß, weil Frieden sein muß unter den Völkern. Friede — das ist mein Ziel.“

Nicht um des Glaubens willen. Möglich, daß ich deswegen ausgezogen bin. Ich habe das vergessen in dem Grauen dieses Krieges. Was kümmert es Gott, auf welchem Wege wir zu ihm gelangen? Nur, daß wir den Weg finden, uns zu lösen von der Gier dieser Welt —“

Er strich sich mit der Hand über die Stirn, wie erwachend, und blickte Dodo von Knyphausen an mit dem Lächeln, das ihm die Herzen aufschloß.

Und der Feldmarschall reichte ihm die Hand. „Mit Euch, König, geht mein Weg.“

WILHELMINE SIEFKES

Mutter Beens

Furchig und häßlich war ihr Gesicht, und die schmalen Lippen lagen hart aufeinander.

Während sie den Mantel zuknöpfte, trat sie noch einmal an das Bett. Da lagen sie wie gewöhnlich, die drei, in enger Eintracht: Hinten die zehnjährige im festen Schlaf, vorn die Große, deren dreizehn Jahre schon ihr Teil an Pflichten und Verantwortung aufgebürdet bekamen und deren durchsichtige Blässe gegen die Fieberbacken des Sorgenkindes, das in der Mitte lag, grell abstach.

„Hoffentlich schläft sie, bis ich zurück bin!“ flüsterte Frau Beens ihrer Ältesten zu. „Sonst gib ihr zu trinken, wenn sie will!“

Die großen Augen blickten so verständig aus dem jungen Gesicht: „Ich paß schon auf, Mutter.“

Sie dämmte ihre Unruhe zurück und schloß ab. Es war ja nichts Besonderes, daß sie die Kinder allein ließ — wenn nur die Kleine nicht unruhig wurde. „Wer weiß, was ihr im Körper steckt, sie hat auch nichts zuzusetzen“, quälte sie sich, während sie schnell durch den kalten Winterabend ging. „Ich wäre so nötig daheim, aber —“

Als ob es danach ginge im Leben, was eine Mutter für Pflichten zu haben glaubt außer der einen: verdienen, sich durchschlagen. Irgendwo klang eine Uhr. Sie eilte, sie mußte zur Stelle sein, bevor die ersten Leute kamen.

Theaterpublikum — kaum reichten ihre beiden Hände aus, den Andrang zu bewältigen. Mechanisch gab sie Marke um Marke hin, behängte sie